

## Die Ordnung meines Großvaters

Röst.Art, am Aschermittwoch, den 13.2.2013

*Gregor Betz*



Beim Verlassen des Hauses knistert die Welt. Hellgrauer Eisgriesel fällt vom Himmel und dominiert die bitterkalte Morgendämmerung. Heute ist Aschermittwoch, die Fastenzeit beginnt, allererste Krokusse trotzen dem noch bitteren Frost, ganz allmählich werden in Tippelschritten die Tage etwas länger. Setzt sich gelegentlich doch die Sonne gegen Wolken und Hochnebel durch, ist das allererste zuversichtliche Gezwitzcher von Vögeln zu hören. Der lange, dunkle Winter ist ein weiteres Mal fast überstanden, auch wenn die Sehnsucht nach Sonne, Blumen, sattem Grün, Frühlingsdüften, milden Briesen und bunten Farben noch einige Wochen auf ihrem Alljahreshoch verharren wird.

Heute ist mein Großvater gestorben. Er hatte keine Kraft mehr für einen weiteren Frühling, für ein weiteres Jahr. Seine Sinne waren müde und gesättigt von bald einem ganzen

Jahrhundert Welt. So döste er sich allmählich auf seine gemütliche Art aus dem Leben heraus, bis er heute Nacht den letzten Faden Bewusstseins endgültig kappte.

Der Abschied war lang. Er begann mit den Beinen, auf denen er nicht mehr so unbeschwert im Leben stehen konnte. So kippte er nach dem Aufstehen immer langsam nach vorne und hielt seine Balance mit Hilfe zweier auf seine Art improvisierter Stöcke. Auch seine Ohren und Augen verabschiedeten sich langsam von uns und ließen es immer mühsamer werden, ihn überhaupt zu erreichen. Bis zum Schluss aber gab es zwei Saiten, die wir in ihm zum Schwingen bringen konnten und die wiederum uns ein breites Lächeln in unseren Gesichtern und ein warmes Gefühl von Nähe und Intimität verursachen konnten.

An seinem letzten Weihnachtsfest genoss er sichtlich die Dominosteine. Auch mein letzter persönlicher, intimer Moment mit ihm, in dem sein Bewusstsein für wenige Momente aufflackerte, war beim Essen. Bei meinem vorletzten Besuch fütterte ich ihn mit Suppe und Karamellcreme und reichte ihm die Kaffee-Tasse. Der zuvor dahindämmernde, kaum ansprechbare Greis in seinem Krankenbett war plötzlich wach und gab mir mit klarer Stimme bestimmt zu verstehen, wonach ihm gerade war.

Doch noch viel klarer war sein Verstand bei Musik, der universellen Sprache, die so sehr zu seinem gesellschaftlichen Selbstverständnis als Weltenbürger und Kosmopolit passte. Als meine Tante sich beim vorletzten Weihnachtsfest neben ihren in seinem Sessel dösenden Vater setzte und die bekannten Melodien seiner, ihrer eigenen und unser aller Kindheit mit kräftigem Pizzicato auf ihrer Gitarre anstimmte, setzte er sich auf, nahm seine zwei Schlägel in die Hand und spielte die Lieder auf dem Marimbaphon nach. Den Rührungstränen nahe versammelte sich die Familie in großem Kreis um ihn herum und ließ sich eine Stunde lang hinreißen von dem Großvater, der nach jedem zweiten Lied mit schelmisch-stolzen Lausbuben-Augen in die Runde blickte und die Generationen vereinte.



Ich war von klein auf stolz auf meinen Großvater. Zwei Dinge werde ich ganz besonders mit ihm verbinden: Chemie und Ordnung, wobei bei der Chemie seine Ordnung gewiss am ausgeprägtesten war. Mein Großvater war Chemiker, sogar Professor, und er hat sogar etwas erfunden! Es war nicht die Kartoffelbatterie, wie ich im Physikunterricht in der sechsten Klasse vehement behauptete und mir für mehrere Jahre hämische Sprüche meiner Mitschüler einbrockte. Aber dass auf dem Kühlschrank meiner Großeltern seit ich denken kann eine kartoffelbetriebene Uhr stand, war dennoch kein Zufall. Bei unseren Besuchen hieß es dann auch stets: „Mach mit uns Experimente!“ Akribisch vorbereitet – Ordnung muss sein! – wurden dann Münzen und in Salzwasser getränktes Löschpapier zu galvanischen Zellen geschichtet, die drei Wege des Wärmetransportes an der Heizung getestet, Taschenlampen und Orangen das Sonnensystem nachstellend um unsere Erd-Köpfe kreisen gelassen oder rote, blaue und schwarze Kügelchen zu Molekülmodellen zusammen gesteckt. Die Frage meines Bruders: „Großvater, was ist Chemie?“ während eines solchen Experimentiertvormittag hat ihn dann auch dermaßen beschäftigt, dass er einen chemiedidaktischen Aufsatz genauso betitelte. Zwischenfragen waren erwünscht – doch wehe dem, dessen Fragen zu sehr vom vorgesehenen Experiment-Verlauf abweichen ließen! Ordnung muss sein.

Chemie und Ordnung verband er auf wunderbarer Weise zu einem Thema, das ihm Zeit meines Lebens sehr am Herzen lag: Umweltverschmutzung und Umweltschutz. Ich sehe ihn lebhaft vor mir, wie er seinen eigenen Vater, der ebenso Professor für Chemie war, mit der Frage an seine Studierenden zitierte: „Was ist Dreck?“ Dieser habe die Antwort gleich selber gegeben: „Dreck ist etwas, das sich nicht an seinem Platz befindet. Ein Haar auf meinem Kopf, befindet sich an seinem Platz. Es ist kein Dreck. Dasselbe Haar in meiner Suppe hingegen befindet sich nicht an seinem Platz. Es ist Dreck!“ Und so fasste er auch jegliche Klima- und Umweltverschmutzung in eine leicht abgewandelte, griffige Definition von der zu bewahrenden Ordnung der materiellen Welt die ihn zu einem leidenschaftlichem Anhänger der Grünen sein ließ.

Seine ganz persönliche Ordnung war auf dem ersten Blick nicht ersichtlich und ließ durchaus dezimeterhohe Papierstapel auf seinem Schreibtisch zu, die seine zwei Ellen breite Arbeitsfläche auf drei Seiten umrahmten. Doch im optischen Chaos hatte dennoch alles seinen festen Platz, überall in seinem Leben. Mein Großvater war etwa Weltmeister der Ritualisierung. Allmorgendlich saß er, als wir Enkelkinder von meiner Großmutter zum Frühstück geweckt waren, auf einem Hocker am Herd und rührte seinen Haferflockenbrei. Seine daraufhin verzehrte Scheibe Brot wurde mit der immerzu gleichdicken Schicht Butter gleichmäßig bestrichen, halbiert, zusammengeklappt und anschließend so gevierteilt, dass jedes mundgerechte Stück eine gleichgroße Krustenkante hatte. Nachmittags war es zudem stets seine Aufgabe, den Nachtsch zu teilen. Mit chirurgischer Präzision wurde die „Tarte au Ris“ in exakt gleichgroße Teile der ungeradesten Brüche aufgeteilt. Ordnung muss sein!

Auch sein eigener Platz in unserer Familienordnung war ihm essenziell. Meine „Grand-maman Jojo“ wurde mit der Zeit von uns Kindern bei ihrem Spitznamen Jojo gerufen. Einmal machte ich – ich werde etwa zwölf Jahre alt gewesen sein – den Fehler, das „Grand-papa“ weg zu lassen und ihn lediglich „Ivan“ zu nennen. Er sei mein Großvater, und so wolle er von uns gefälligst auch genannt werden, basta. Hinter seiner heftigen, beleidigten Reaktion steckte kein patriarchales Machtgehabe – ganz im Gegenteil. Er fühlte sich persönlich in seinem Stolz gekränkt, fühlte seine großväterliche Rolle durch mich in Frage gestellt und zeigte sich dabei von seiner zerbrechlichen Seite. Diese Rolle – wie wohl alle in seinem Leben – hat er konsequent auf seine ganz persönliche, beständige Art gefüllt und damit auch mir einen festen Platz im Leben ermöglicht.